

„DIE LETZTEN ZEUGEN“

Kriegsteilnehmer erzählen, Kinogänger fragen

Lange noch wurde im Waldhorn-Kino diskutiert am Montagabend. Und das nach einem Film, den sein Schöpfer selbst, nur halb kokett, für eine „Zumutung“ hält. Aber das Thema! „Die letzten Zeugen“, dokumentiert von Günter Moritz, sind deutsche Soldaten des Zweiten Weltkrieges, die erstmals vor der Kamera über ihre Erlebnisse berichten.

WILLIBALD RUSCHEINSKI



Guido Brühl, Jahrgang 1925, meldete sich – gegen den Willen seines Vaters – bei Kriegsbeginn freiwillig und landete bei den Fallschirmjägern. 1945 floh er in der Slowakei aus russischer Gefangenschaft. Standbild: teamWork

Wir alle haben darüber nicht einmal mit unseren Kindern gesprochen, bis zur Jahrtausendwende“, sagt Guido Brühl, pensionierter Sonderschullektor aus Schwäbisch Gmünd und einer von zwölf Veteranen, die in Moritz' Dokumentation zu Wort kommen: „Mein ältester Sohn hat erst mit 57 erfahren, was mit seinem Vater im Krieg passiert ist.“

Anlass war ein außergewöhnliches Heimatbuch gewesen, in dem 25 ehemalige Wehrmachtssoldaten öffentlich dieses Schweigen brachen. Für die Filmfassung hat Moritz, selbst Gmünder, nun ein Dutzend von ihnen noch einmal vor die Kamera geholt – ausgewählt dergestalt, dass nach Waffengattungen, Einsatzorten, Gefangenschafts-Schicksalen etcetera „das ganze Spektrum des Zweiten Weltkrieges“ erzählbar werden sollte.

Tatsächlich wirkt überdurchschnittlich an diesen Veteranen nur ihr sozialer Status: Hochschulprofessoren, Schullektoren, selbstständige

Kaufleute – darunter macht es der Film kaum. Und das erklärt in Teilen die Beredsamkeit, mit der die sympathischen älteren Herrschaften über die größte zivilisatorische Katastrophe des letzten Jahrhunderts manchmal fast schon plaudern.

Sie waren Artilleristen, Marinesoldaten, Fallschirmjäger oder wollen auf die Waffen-SS „noch immer nichts kommen lassen“; sie kämpften an allen Fronten und kehrten früher oder später heim. Einer verlor ein Bein; der zweite ist davon überzeugt, nur dank seines „Schutzengels“ einen massiven Beschuss durch Stalinorgeln überlebt zu haben; ein dritter kam als Luftwaffenhelfer nach Auschwitz und weiß noch, dass manche Ärzte, die ihn dort behandelten, unterm weißen Kittel gestreifte Häftlingskleidung trugen. Sogar an Einsatzgruppen, die irgendwo in Weißrussland Juden ausplünderten und sie dann ihre eigenen Erschießungsgräben ausheben ließen, wird sich erinnert. All das geschieht unkommentiert Auge in Auge mit der Kamera, Regisseur Moritz ergänzt es höchstens ab und zu durch Zwischentitel, in denen er Opferzahlen nennt.

Am ehesten rüttelt der Film dennoch da auf, wo Lehren fürs Leben gezogen wurden, ob sie nun im gegenwärtigen Sinne politisch korrekt sind oder nicht. Nicht wenige eilten, stellt sich heraus, mehr oder weniger freiwillig zur Fahne, ob nun aus fehlgeleitetem Heimatgefühl oder, weil man Krieg als „eine Art Sport“ gründlich missverstanden. „Mal ehrlich“, sagte Guido Brühl auf die Frage eines jungen Mannes im Waldhorn: „Wir fanden das alles pfundig – Marine-HJ, Flieger-HJ und so weiter. Man konnte samstags fort von zuhause und musste dem Vater nicht im Garten helfen. Die Erkenntnis, auf was wir da hereingefallen sind, kam leider Gottes erst später.“

Andere Zeitzeugen im Film halten bei aller Läuterung immer noch daran fest, Krieg sei etwas Unabwendbares, eine anthropologische Konstante gewissermaßen: „Wer überlebt, der hat gewonnen.“ Skepsis auch, ob nachfolgende Generationen sich anders verhalten und die Warnungen aus dem Elternhaus nicht in den Wind geschlagen hätten: „Ihr tötet es heute genauso machen.“

Den Artilleristen verurteilte, nach schweren Misshandlungen in der Gefangenschaft, ein jugoslawisches Gericht 1949 als Kriegsverbrecher zu 17 Jahren Zuchthaus. „Erst 42 bin ich, wenn ich hier herauskomme“, will er damals, ungebeugt, weiter nach vorn gedacht haben. Bei den Vorarbeiten zum Gmünder Zeitzeugen-Buch holte ihn, mit einem Weinkrampf, die Vergangenheit endgültig ein. „Seither kann ich ruhig darüber sprechen.“

Das Fortwirken des Krieges in den Köpfen und Seelenkostümen ist denn auch das eigentliche Sujet dieses kleinen Filmes über Durchschnitts-Landser aus der Provinz. „Heute ist die Sache für uns abgehakt“, beantwortet Guido

Brühl, 85, die Frage eines jungen Mannes, ob er sein Kriegstrauma im Nachhinein gern mit einem „kompetenten Gesprächspartner“ aufgearbeitet hätte: „Und damals gab es für uns anderes zu tun, zum Beispiel, eine Familie zu gründen.“

Inzwischen ist klar, dass unter dieser Unausgesprochenheit auch mindestens *eine* nächste Generation gelitten hat. „Da ist keine Trauerarbeit geleistet worden“, kommentierte ein Zuschauerin mittleren Alters genervt die seltsam glatten, immer wieder zu anekdotischer Geschlossenheit sich rundenden, von keiner heftigen Gefühlswallung getrübbten Erzählungen der „Letzten Zeugen“. Fazit: „Es geht einem nicht unter die Haut und wirkt auf eine seltsame Weise banal.“

Auch der Regisseur musste sich das vorwerfen lassen: „Sie haben den Pfad zu den wirklichen Gefühlen der Menschen nicht gefunden.“ Günter Moritz suchte gar nicht erst nach Ausflüchten: „Es ist so. Es ist wie eine Mauer, da kommst du einfach nicht rein.“ Gerade in diesem Scheitern aber gehe sein Film dann doch über das Buch hinaus: „Denn wenigstens ihre Augen sagen manchmal mehr.“

12.05.2010 - 08:30 Uhr
